

Da sprach es ihr entgegen

Hat viel gespielt und ist doch eine Entdeckung: Lisa Martinek als Schwester zwischen den Brüdern in „Zwei Tage Hoffnung“ (ARD)

Lisa Martinek ist blond. Und sie ist mindestens zehn Jahre jünger, als sie heute abend im Fernsehen wirkt. Vielleicht sogar fünfzehn. Und mitnichten so verhuscht wie Angelika, die Krankenschwester zwischen den beiden ungleichen Brüdern, deren Kampf um die Familienehre ein gut Teil der inneren Spannung des Films „Zwei Tage Hoffnung“ ausmacht. Nicht einmal unauffällig dürfte man diese Schauspielerin nennen, der höchstens eine Tugend ihres Berufs dann zum Nachteil gereicht, wenn sie sich einer Figur, die sie spielt, so gut anverwandelt, daß nicht einmal mehr der Produzent, der drei Meter neben ihr steht, sie auf den ersten Blick erkennt. Ein feines Kompliment ist das. Ein großes Kompliment, das man erst einmal ertragen können muß. Lisa Martinek trug es und trägt es, mit Fassung und mit ziemlich viel Humor.

Man muß sich nur einige der Rollen vor Augen rufen, die sie zuletzt im Fernsehen gespielt hat, um mit Erstaunen festzustellen, daß dahinter tatsächlich ein und dieselbe Frau steckt. (Womit auch der Produzent entschuldigt wäre.) In Hartmut Schoens „Vom Küssen und Fliegen“ zum Beispiel war Lisa Martinek die flotte Sportlehrerin, die den drei Söhnen des ortsrößten Fabrikanten zuerst den Kopf verdreht und sie dann schmerzlich erkennen läßt, wie es ist, wenn man in Liebesdingen böse das Nachsehen hat. In „Der Schuß“ von Nikolaus Leytner wiederum spielte sie eine Polizistin, die um der Wahrheithaftigkeit und der Wahrheit willen ihr eigenes Glück und die Liebe aufs Spiel setzen muß.

Dort wie hier und heute, in der Rolle jener Schwester Angelika, die zwischen den Brüdern Wolfgang (Hans Werner Meyer) und Helmut Kaminski (Sebastian Koch) steht, stellt sie eine Frau dar, die stets die Harmonie sucht und doch dem Konflikt nicht ausweichen kann. In „Zwei Tage Hoffnung“ spielt sie sich dabei ganz still und leise und sacht vom Rande des Geschehens ins Zentrum, wo sie von Beginn an, aber stets im Hintergrund, steht. Bis sie am Ende schließlich handeln muß, und das in extremer Weise.

Lisa Martinek mag Rollen, „die einen Sog ausüben“. Zunächst einen auf sie selbst und dann, wie sie hofft, auch aufs Publikum. „Was ist das für eine Figur?“ fragt sie sich und den Regisseur (Peter Keglevic) und in diesem Fall auch den Produzenten (Nico Hofmann) dann. War-



Leben und sterben an der Sektorengrenze 1953 in Berlin: Angelika (Lisa Martinek) und Helmut (Sebastian Koch)

Fotos ARD

um tut sie dies, warum läßt sie das? Warum sagt sie das eine, warum verschweigt sie das andere? So lotet Lisa Martinek das Potential aus, das nicht in jeder Rolle steckt, das sie aus mancher aber doch im Dialog mit denen, die sie erfunden haben, herausholen kann. Besonders lohnenswert erscheint ihr dies, wenn sie es mit einem Gegenüber von Autor und Regisseur zu tun hat, das den Film wirklich als „ihren“ begreift und sich entsprechend einsetzt. Bei dem Film „Zwei Tage Hoffnung“, dem zweiten, den die ARD (WDR/SWR) zum Aufstand am 17. Juni 1953 hat drehen lassen (F.A.Z. vom 7. Mai), war die Frage, die sich Lisa Martinek stellte, noch grundsätzlicher als sonst: Warum gibt es diese Figur in diesem Film überhaupt, wollte sie wissen. Wer sich das Stück angesehen hat, weiß, daß es darauf eine Antwort gibt, spätestens beim Nachdenken darüber, was und wer einem über den Abspann hinaus eindrucksvoll haftenbleibt. Daß es eine gute Antwort gibt, liegt an derjenigen, die sich der Frage anfangs so fundamental gestellt hat.

Es gibt ein Schlüsselerlebnis im Leben der Schauspielerin Lisa Martinek, das sie zu ihrem Beruf geführt hat. Dieses Schlüsselerlebnis hat einen Namen und hat ein Datum: Rudolf Kowalski als Peer Gynt im Stuttgarter Staatstheater vor fünfzehn Jahren. „Da sprach es mir entgegen“, sagt Lisa Martinek. Bis dato hatte sie sich auf eine Karriere vorbereitet, bei der „es“, im Sinne der Berufung zu einem Beruf, höchstens hätte entgegen „springen“ können. Im Alter von acht Jahren nämlich hatte sich das Mädchen fürs Ballett entschieden. Die Mutter, selbst Tänzerin, hatte den Schritt ein paar Jahre hinausgezögert, um die unerbittliche Härte des Metiers wissend. Mit

sechzehn entschied sich die Tochter dann genauso bestimmt wie acht Jahre zuvor für nun gegen den Tanz. Es sei „ein schwieriger, schmerzhafter Kampf“ gewesen, sagt Lisa Martinek, in einer Lebensphase, in der die meisten auch so mit sich selbst genug auszumachen haben.

Vom Ballett, der gnadenlosen Übung der immerselben Bewegungen bis zur Makellosigkeit des Ausdrucks, sind Lisa Martinek die Disziplin, der Fleiß und vielleicht die Härte gegen sich selbst geblieben. „Ich mache es mir nicht unbedingt bequem“, sagt sie mehrmals. Das läßt sich auch an Daten ablesen: Schon bevor die in Stuttgart Geborene 1993 mit dem Schauspielstudium in Hamburg begann, spielte sie an der Seite von Götz George in der Komödie „Schulz und Schulz“ (1992). Im Jahr darauf war Lisa Martinek in „Ein Mann für meine Frau“ neben Robert Atzorn, Iris Berben und Jennifer Nitsch zu sehen, ebenso mit Harald Juhnke in dem Psychothriller „Der Showmaster“. Sie spielte in „Buddies“ von Roland Suso Richter, hatte eine Nebenrolle in Kai Wessels „Klemperer“ und wurde für ihren Part als Fahrradkurierin und „Lola rennt“-Vorgängerin in der Komödie „Härtestet“ (Janek Rieke) 1998 für den Deutschen Filmpreis nominiert. Im Jahr zuvor hatte sie ihr Studium beendet, währenddessen am Hamburger Thalia Theater gespielt, um hernach für vier Jahre ans Schauspiel Leipzig und für ein Jahr nach Frankfurt zu gehen. Das ist für jemanden, der 1972 geboren ist, wahrlich keine kleine künstlerische Strecke. Heute lebt und arbeitet Lisa Martinek in Berlin.

Rudolf Kowalski also gab den Ausschlag. Und die Bestätigung, das Richtige zu tun, gab eine Kollegin wie Dagmar Manzel. Sie ist Lisa Martinek nicht ein Idol im Sinne naiver Bewunderung, sondern ein Vorbild an ursprünglicher Spiel-

und Verwandlungsfreude, welche die Welten, die zwischen den Rollen und der realen Person liegen, schier unüberbrückbar erscheinen lassen. „Ich will nicht lügen, ich will nicht spielen im Sinne von demonstrieren“, sagt Lisa Martinek. Ihr gefällt ein Film – ob sie daran und darin mitwirkt oder nicht –, „wenn ich die Schauspieler sehe und vergesse, daß ich Schauspieler sehe“. Wenn „alles eine Einheit bildet“ und man die Schauspielerin nicht mehr sieht, sagt die ehemalige Tänzerin, der man das Training der früheren Berufung zu ihrem unbedingten Vorteil ansieht, dann habe sie ihre Aufgabe erfüllt.

Auf diesem Weg hat sie es schon weit gebracht. Die Fortsetzung folgt im Herbst in dem vom Hessischen Rundfunk in Frankfurt von Thomas Stiller gedrehten Film „Der gestohlene Mond“. Von dem Lisa Martinek in einer Weise schwärmt, daß man nicht den Eindruck hat, er handle tatsächlich im Bahnhofsviertel der Bankstadt. Sie spiele darin eine Wäscherin, die sich um ein verlorenes Kind aus einer anderen Welt kümmert. Auch in dieser Rolle wird Lisa Martinek nicht blond sein. Und garantiert wird sie abermals keiner wiedererkennen. Vielleicht nicht einmal der Produzent. Um so besser wird die Rolle sein.

Ihren persönlichen Lordsiegelbewahrer Rudolf Kowalski, der von seinem Glück als Peer Gynt bis dato nichts wußte, wollte Lisa Martinek übrigens am gestrigen Dienstag das erste Mal treffen. Nicht auszusuchen, wenn er es vor fünfzehn Jahren in Stuttgart gar nicht gewesen und auch er hinter der Rolle einwerdend verschwunden wäre! Das Ergebnis der Ermittlung lag bei Redaktionsschluß dieser Zeitung noch nicht vor. MICHAEL HANFELD

„Zwei Tage Hoffnung“ läuft heute abend um 20.15 Uhr im Ersten.



Solo für eine Krankenschwester: Lisa Martinek